

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 57 (1953-1954)
Heft: 12

Rubrik: [Impressum]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und teilte Alice mit, dass ich kurz nach Mitternacht fahren würde. Sie packte mir sofort einen kleinen Koffer. Dann gab ich ihr einen Abschiedskuss und ging.

Nun sass ich bereits im Eisenbahnwagen. Ich arbeitete fieberhaft einen genauen Plan für mein Vorgehen aus. Im Städtchen meiner Eltern würde ich aussteigen und meiner Frau ein beruhigendes Telegramm zustellen. Dann würde ich zuerst meiner Mutter einen Besuch abstatten und darauf Peter, um ihm den Zusammenhang mit dem erlogenen Telegramm zu erklären. Vielleicht würde ich nicht zehn, sondern nur vier, fünf oder sechs Tage mit ihr verbringen können. Aber die Anzahl der Tage war mit nicht so wichtig. Und nachher? Nachher würde ich wieder zufrieden zu meiner Frau, in mein Haus zurückkehren, und das Leben würde wieder weitergehen wie vorher: Büro, Arbeit, Heim, Alice, wieder Büro, Frühling und Herbst, Sommer und Winter; Radiomusik am Abend, gelegentlicher Kinobesuch, Jahrhaus, jahr-ein.

Immer stiegen noch mehr Menschen in den Nachtschnellzug ein; Verliebte verabschiedeten sich auf dem Bahnsteig, andere schwatzen, um sich die Wartezeit zu vertreiben, aber ich höre und sehe nichts, ich denke nur an mein Abenteuer mit Evelyne vor zehn Jahren, das nun wieder aufleben soll.

Plötzlich höre ich eine Stimme «André!» rufen. Ich erwache aus meinen Träumereien, blicke durch das Wagenfenster und vernehmen von neuem den Ruf «André», André!» Da sehe ich im Dunkel der nächtlichen Bahnhofshallen eine weibliche Gestalt, die dem Bahnsteig entlang läuft. Um Gotteswillen! Es ist Alice, meine Frau. Ich rufe:

«Alice, Alice, hier bin ich!» Sie bahnt sich einen Weg durch das Gedränge, steigt zu mir ins Abteil und setzt sich neben mich. Nun umarmt sie mich und beginnt plötzlich zu weinen, indem sie mühsam hervorbringt:

«Ich komme mit dir, André.»

Ich versuche sie zu beruhigen.

«Aber Alice, was ist denn vorgefallen? Ich bitte dich, weine doch nicht. Erzähle mir, was dir zugeschossen ist!»

«Es ist furchtbar», sagte sie schluchzend und überreicht mir ein Telegramm, das an sie adressiert ist. Zuerst fällt mir auf, dass es die Unterschrift meines Vaters trägt. Ich verstehe nicht mehr, aber dunkle Vorahnungen überfallen mich. Endlich

lese ich den Telegrammtextr: Teile bitte André vor-sichtig Tod seiner Mutter mit, erwarte Euch beide.

Nun setzt sich der Zug in Bewegung. Seine In-sassen sprechen, lachen, rauchen, streiten oder schlafen. Wir entfernen uns immer mehr von un-serer Stadt, und ich entferne mich immer mehr von meinen Jugenderinnerungen, von diesen Er-innerungen, die man niemals auffrischen soll. Das Leben selbst hat mich gerecht bestraft, und ich muss zugeben, dass ich es verdient habe. Man muss im Leben immer vorwärts und nicht zurück-blicken.

Wir fahren immer weiter. Alice sitzt neben mir und blickt mich traurig an. Nach einer Weile sagt sie:

«Ich habe kein Billett, André; ich hatte keine Zeit mehr. Willst du es bitte dem Kondukteur sagen, bevor wir gebüsst werden? Bei den heuti-gen Preisen und mit deinem Lohn können wir uns dies nicht leisten ...»

«Schon gut», antwortete ich, «ich werde es ihm sagen.»

Obwohl meine Nerven zu versagen drohen und mir das Blut im Kopf hämmert, versuche ich mich nach aussen zu beherrschen. Tausend Gewissens-bisse plagen mich; ich quäle mit mit Selbstvor-würfen. In dieser seelischen Pein ist mir nur eines klar: Das ist die Strafe. Die Strafe für die Lügen, den beabsichtigten Ehebruch, für das frevelhafte Spiel, das ich trieb, als ich den Gesundheitszustand meiner Mutter als Vorwand für das Telegramm nahm. In meiner Zerknirschung beginne ich zu glauben, dass ich sogar die Schuld am Tode meiner Mutter trage, ja, dass ich ihren Tod heraufbeschwo-ren habe. Dann wieder versuche ich mir einzureden — und dies wohl zu meiner eigenen Ent-schuldigung und Entlastung, dass ich meinen Freund veranlasste, das Telegramm abzusenden, weil ich eine dunkle Vorahnung ihres kommenden Todes hatte, weil ich ihr nahendes Ende unbewusst gespürt hatte. Aber nein, in meinem Innersten weiss ich, dass es die Strafe ist für mein Vorgehen, das ich nun selbst nicht mehr verstehen kann und dessen ich mich schäme.

Während alle die Empfindungen der Reue, Be-schämung und Trauer um meine Mutter auf mich einstürmen, rollt der Zug, in dem ich sitze, unent-wegt seinem Ziel entgegen, gleichsam unser Schick-sal, das seinem Gesetze gehorcht, versinnbild-lichend.

J. Graf